

(Nachdruck verboten.)

21]

## Cressy.

Roman von Bret Harle.

„Na hätte verständiger sein und Dich hinter mir durchs Fenster lassen sollen,“ sagte Cressy mit einem matten Seufzer. „Rausen ist nicht Deine Sache — das ist für die anderen. Der Seth wird Dir das nachtragen.“

„Ich werde mich schon zu schützen wissen,“ entgegnete Ford stolz. Dennoch hatte er das drückende Bewußtsein, daß seine zierliche Würde seinen Heldennut nicht eben hoch schätze.

„Seth bricht Dir die Knochen im Leib entzwei, Kind,“ meinte sie naiv. Als er sich dann aufzurichten versuchte, fuhr sie fort: „Laß Dich das nicht kränken, Schatz. Natürlich würdest Du Dich totschlagen lassen, eh' Du weichst. Das ist aber auch ihr einziges — das ist ihr Geschäft! Das ist alles, was sie können — begreiffst Du denn nicht? Darin bist Du ihnen nicht gleich — das ist's, warum Du höher stehst als sie! Darum gerad' bist Du mein Schatz — darum lieb' ich Dich!“

Sie hatte sich ganz an seinen Hals gehängt und ihn wieder auf seinen Platz niedergedrückt. Die Hände um seinen Nacken gelegt, schaute sie ihm fest ins Gesicht. Die Farbe war aus ihren Wangen geflohen, die Augen schienen größer zu werden, der nämliche Blick voll Verückung und Hingebung, welcher ihr junges Gesicht auf dem Balle so verklärt hatte, war auf ihn gerichtet. Ihre Lippen öffneten sich leicht und mehr schien sie zu flüstern als zu sprechen:

„Was sind uns die Leute? Was ist Seths Eifersucht, Onkel Bens und Masters' Thorheit, Was und Was Zanken und Schelten Dir und mir, Schatz? Was kümmert uns, was sie denken, was sie aushecken, was sie hindern wollen? Wir lieben uns, wir gehören uns ohne ihren Beistand oder ihren Widerspruch. Seit der Zeit, da wir uns zuerst sahen, ist es so und seit der Zeit hatten Pa und Ma und Seth und Masters' und auch Du und ich nichts andres zu thun. Das ist die Liebe, wie ich sie kenne; nicht Seths erbärmliche Raserei und Onkel Bens kindische Thorheiten und Masters' dumme Einfalt, sondern nur Liebe. Und weil ich das weiß, lasse ich Seth rasen und Onkel Ben tändeln und Masters' schwätzen — und weswegen? Um sie mir und meinem Schatz fernzuhalten. Sie waren zufrieden und wir waren glücklich.“

Wußte er auch, daß sie nicht viel nachgedacht über das, was sie sprach, so machte die hinreißende Znnigkeit ihrer Worte ihn doch schwankend.

„Aber wie soll das enden, Cressy?“ fragte er leidenschaftlich.

Der verückte Blick schwand und Farbe und Beweglichkeit kehrten in ihr Gesicht wieder zurück. „Enden, Liebster?“ wiederholte sie langsam. „Du hast doch nicht daran gedacht, mich zu heiraten — wie?“

Er errötete und stammelte: „Ja,“ wenn auch sein früherer Wankelmut und sein jetziges Mißtrauen gegen sie in Blick und Ton erkennbar waren.

„Nein, Schatz,“ sagte sie ruhig, beugte sich herab, um ihren kleinen Schuh loszubinden und Staub und Zickelnadeln daraus zu entfernen, „nein! Ich bin nicht klug genug, um Deine Frau zu sein, und das weißt Du. Und ich könnte nicht ordentlich Haus für Dich halten, und anders könntest Du mich nicht brauchen. Und dann würden's alle wissen, und es bliebe nicht länger unter uns beiden, Liebster, und mit unseren einsamen Zusammenkünften wär's aus. Und wir könnten nicht verlobt sein — das wäre zu sehr wie mit mir und Seth. Das meinst Du doch auch — und Leute wie Du, die heiraten kein Hinterwäldlermädchen, das über keine Nigger gebieten kann! Nein, fuhr sie fort, indem sie ihr stolzes Köpfschen emporhob, „nein, Schatz, darin sind wir doch einig. Und nun, Süßer, ist's bald Zeit, daß ich gehe. Sag mir 'was Liebes — eh' ich gehe. Sag mir, daß Du mich noch liebst — erzähl mir, was Du an dem Ballabend gefühlt hast, als Du zuerst gemerkt hast, daß wir uns lieben. Doch halt — erst küsse mich — noch 'mal — noch 'mal!“

XI.

Als Onkel Ben oder „Herr Benjamin Daubigny“, wie er bereits in den Spalten des „Stern“ genannt wurde, Fräulein Mc Kinstry auf ihrem Heimwege nach dem ersten Beweise von Zuborkommenheit und Gastlichkeit, seit er zu Reichtum und Ansehen gekommen war, begleitet hatte, blieb er in einem Zustande verblüffter Einfalt stehen. Es war richtig, daß ihr Zusammentreffen ein zufälliges gewesen; es war richtig, daß Cressy seine Aufmerksamkeit mit einer gewissen Belustigung sich hatte gefallen lassen; es war richtig, daß sie ihn am Rande des Mc Kinstryschen Balbes plötzlich in einer Weise verlassen hatte, die jedem andern Begleiter von weniger unverwüthlicher Gutmütigkeit, als Onkel Ben sie besaß, höchst unziemlich erschienen wäre; allein das alles verringerte sein einfältiges Glücksgefühl nicht. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er in dem thörichten Glauben, seine schüchterne Huldigung sei zu stürmisch gewesen, Cressys Flucht einer mädchenhaften Sprödigkeit zuschrieb, welche seine Verehrung für sie und sein Selbstbewußtsein nur erhöhte. In diesem freudigen Bewußtsein und in der wachsenden Dunkelheit rannte er gegen einen Baum, den er in seiner Verwirrung für seine Begleiterin von vorhin ansah und den er mit ihrem Namen anredete. So geschah es, daß er allmählich vom Wege abkam und unvermutet auf die Dichtung vor dem Schulhause geriet.

„Wenn das nicht die wunderbarste Geschichte ist, Fräulein,“ begann er, hielt aber plötzlich inne. Ein leises Geräusch wie das Splintern von Holz erregte seine Aufmerksamkeit. Augenscheinlich war der Lehrer dort. Wenn er allein war, wollte er mit ihm reden.

Er trat zum Fenster, blickte hinein, und im Augenblick war seine freundliche Stimmung dahin. Leise ging er zur Thür, versuchte sie zu öffnen und dann legte er die mächtige Schulter dagegen und drückte das Schloß auf. Er betrat den Raum gerade, als Seth Davis, erschreckt, aber voll Mut, sich von dem Pult des Lehrers aufrichtete, das er erbrochen hatte. Kaum hatte er Zeit, etwas in seiner Tasche zu verbergen und den Deckel zu schließen, als Onkel Ben schon herantrat.

„Was thun Sie hier, Seth Davis?“ fragte er mit ruhiger Entschlossenheit.

„Und was thun Sie hier, Herr Ben Dabney?“ lautete Seths freche Gegenfrage.

„Na,“ entgegnete Onkel Ben und pflanzte sich vor seinem Gegner auf, „ich bin nicht als Scheriff hier, aber ich den, ich hab' das Recht, andrer Leute Eigentum zu schützen,“ fügte er mit einem bezeichnenden Blick auf das erbrochene Pult hinzu.

„Ben Dabney,“ versetzte Seth mit herausforderndem Murren, „mit Ihnen hab' ich keinen Streit gesucht.“

„Dann geben Sie mir das her, was Sie eben aus dem Pult genommen haben, und übers andre reden wir nachher,“ sagte Onkel Ben näher tretend.

„Ich sag' Ihnen, ich hab' mit Ihnen keinen Streit gesucht, Onkel Ben,“ gab Seth zurück, indem er mit boshaftem Grinsen rückwärts wich; „und wem Sie davon reden, daß Sie anderer Leute Eigentum schützen, dann sehen Sie erst nach Ihrem eigenen — oder was Sie so nennen wollen — anstatt mit dem Mann anzubinden, der Ihnen hilft. Hier hab' ich die Beweise, daß der Hund von 'nem Schulmeister, an den sich Cressy Mc Kinstry gehängt hat und den die Alten in ihre Arme treiben wollen, ein verlogener, niederträchtiger, scheinheiliger Verführer ist.“

„Halt!“ rief Onkel Ben mit einer Stimme, welche das ganze Haus erdröhnen machte.

Er trat auf Seth Davis zu, nicht mehr in der gewöhnlichen gemächlichen Weise, sondern in einem Schritt, von dem das Zimmer erbebt. Ein einziger Griff seiner mächtigen Rechten gegen die Brust des jungen Menschen drückte diesen auf den Stuhl des Lehrers nieder. Sein sonst blühendes Gesicht war grau geworden wie das Zwielicht; seine drohende Gestalt verschattete die Fenster. Eine unerklärliche Reaktion ließ ihn dann leicht in sich zusammensinken, eine schwere Hand legte er zitternd auf das Pult und mit der andren strich er in gewohnter Weise über den Mund.

„Was sagten Sie da von Cressy?“ fragte er heiser. „Was alle sagen,“ versetzte der erschrockene Seth, der bei

des Gegners Erregung seine feige Furcht wieder schwinden fühlte. „Was jeder Jüng' weiß, der hier in der Schul' sitzt und sie zusammen sieht. Sie würden's auch wissen, wenn er und Kup Ihnen nicht die ganze Zeit ein A für ein U vorgemacht hätten. Und diemal Sie sich die Augen ausgequackt haben nach 'nem Zipfel von Cressys Rock, hat er sie ausgelacht, und Kup hat Sie hier festhalten müssen und so thun, als wenn er Ihnen Stunden giebt, indessen er mit ihr 'rumgestrichen ist und hat mit ihr gekost und sie geküßt in Scheunen und im Busch — und da wollen Sie mit mir anbinden.“

Er hielt inne, rang nach Luft und starrte boshaft in das graue Antlitz seines Zuhörers. Doch Onkel Ven erhob nur leicht seine Hand mit einer warnenden Geberde, schritt in seiner gewöhnlichen vorsichtigen Art zur Thür hin, schloß dieselbe und kehrte langsam wieder zurück.

„Ich denke, Sie sind durchs Fenster 'reingekommen, Seth Davis, was?“ fragte er, seine Erregung mühsam beherrschend.

„Was geht's Sie an, wie ich 'reingekommen bin, Ven Dabney,“ entgegnete Seth, dessen feindselige Frechheit mit seines Gegners Schwäche zu wachsen schien, „vorläufig bin ich hier und hab' — wahrhaftig! — was ich wollte. Denn indessen das alles geschah und die beiden Alten ruhig zugaben, was sie sahen und nicht sahen, und sich freuten, daß sie 'n feinen Herrn für ihre Tochter gekapert hatten, hat der seine Herr sie auch zum Narren gemacht, bei Gott! Ja, der seine, scheinheilige Schulmeister hat 'ne verheiratete Frau in Franzisko, diemal er hier mit Cressy sponsiert, und ich hab' hier die Papiere, das zu beweisen.“ Mit rauhem Lachen schlug er sich auf die Brusttasche und schaute seinem Gegner in das graue Gesicht.

„Und Sie haben ausspioniert, daß sie hier drin waren, und haben das Pult aufgebrochen?“ fragte Onkel Ven und betrachtete aufmerksam das zerbrochene Schloß, als wäre das das Wichtigste bei der ganzen Sache.

Seth nickte. „Ich sah heut' nachmittag durchs Fenster, wie er sie durchlas, und ich nahm mir vor, daß ich sie haben müßt' und sollt' ich 's Pult aufbrechen. Und ich that's!“ fügte er mit triumphirenden Lachen hinzu.

„Und Sie thaten's — ordentlich!“ bemerkte Onkel Ven mit gewisser Bewunderung und strich mit seiner schweren Hand über den zerplühterten Deckel. Und Sie meinen, Seth, wenn Sie das weiter erzählen, daß dann alles aus sein wird zwischen ihm und der — und dem Fräulein — Fräulein Mc Kinstry?“ fuhr er mühsam und förmlich fort.

„Ich denk', wenn der alte Narr Mac Kinstry ihn nicht üben Häufen schießt, dann sind noch Leute genug in Indianerbrunn, die den hochmütigen, giftigen Schleicher aus'm Dorf hinausjagen!“

„Das ist wahr!“ sagte Onkel Ven sinnend nach einer kurzen Pause des Nachdenkens, während welcher er sich mehr mit dem zerbrochenen Pult als dem zu beschäftigen schien, was sein Gefährte sagte. Dann fuhr er vorsichtig fort: „Und weil die Geschichte verdammt schlau angefangen werden muß, Seth, ist es besser, wenn Sie die Papiere mir geben.“

„Was! Ihnen?“ murrte Seth und machte voll Argwohn einen Schritt rückwärts; „fällt mir nicht ein!“

„Seth,“ sprach Onkel Ven, die Ellenbogen auf das Pult gesetzt, mit mühsam erzwingener Ruhe, „als Sie die Geschichte zuerst anfangen, da wußten Sie nicht, daß ich sozusagen Anrechte an diese junge Dame besitz' und die Rechte schützen will. Mir scheint drum, daß die Papiere mir zukommen — denn Sie haben sozusagen kein Recht wahrzunehmen, weil Sie mit der jungen Dame auseinander sind und mit ihr nichts zu thun haben. Und wie ich vorhin sagt', muß die Sach' sehr schlau angefangen und die Papiere mit Verständnis gebraucht werden, und drum, Seth, muß — muß ich schon sehr bitten.“

Mit einem raschen Blick nach der Thüre sprang Seth auf die Füße, allein Onkel Ven hatte sich zu seiner ganzen beängstigenden Größe erhoben. Schon glaubte jener Onkel Vens mächtigen Arm zum Hiebe ausgestreckt zu sehen. Plötzlich fiel ihm ein, wenn er die Ausführung des ganzen Racheplans Onkel Ven überlasse, müsse auch der Verdacht des Diebstahls auf den fallen, der die gestohlenen Briefe im Besitz habe. Dieser Vorteil wog bei ihm mehr als die Gefahr, daß Onkel Ven dieselben dem Lehrer wieder ausliefern könnte. In letzterem Falle konnte er, Seth, noch das Gerücht verbreiten, er habe die Briefe gesehen, welche Onkel

Ven in einem Anfall von Eifersucht gestohlen — eine Annahme, welche dessen Bekanntschaft mit dem Schulhause und seine Eifersucht Cressys wegen, nach deren Besitz er nun als wohlhabender Mann strebte, um so richtiger erscheinen ließen. Mit scheinbarem Widerstreben sagte er in seine Brusttasche.

„Natürlich,“ sagte er, „wenn Sie den Kampf um Ihre Rechte aufnehmen wollen, und weil Cressy nichts für mich ist, sollen Sie die Beweise haben. Geben Sie sie bloß nicht dem Hund zurück. Sobald er sie wieder hat, läßt er Sie wegen Diebstahls einstecken. Das wird ihm Spaß machen. Ich würd' sie zuerst in Ihr zeigen — was meinen Sie? — und ich denk', da sie Ma'm Mc Kinstrys Tochter ist, wird sie's ihm schon eintränken.“

(Fortsetzung folgt.)

## 160 Kilometer in der Stunde.

Ueber die von der „Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen“ vorgenommenen Versuche: festzustellen, welche Einrichtungen sowohl an der Bahn wie auch an den Fahrzeugen getroffen werden müssen, wenn die Geschwindigkeit der letzteren erheblich bis über die bisher eingehaltenen Grenzen hinaus (bis 200 Kilometer in der Stunde) gesteigert werden soll, — über diese Versuche berichtet das „Centralblatt der Bauverwaltung“ jetzt in ausführlicher Weise wie folgt:

Die Schnellfahrversuche fanden auf dem Geleise der Militär-Eisenbahn von Marienfelde bis Jossen statt. Die günstige Linienführung dieser Strecke, die bei rund 23 Kilometer Länge nur wenige Krümmungen (mit 2000 Meter kleinstem Halbmesser) und einige geringe Steigungen (1:200) aufweist, ließ sie zu derartigen Versuchen als besonders geeignet erscheinen. Die Beschaffenheit des Oberbaues entsprach freilich nur derjenigen der älteren Geleise der Staatseisenbahnen; die Unterwellung und der Bettungsstoff waren größtenteils sogar recht minderwertig. Nach dieser Richtung ließ sich aber ohne allzu große Schwierigkeiten eine wesentliche Verbesserung herbeiführen, indem man die ältesten Teile der Strecke ganz umbaute, im übrigen die Bettung durch Einbringung erheblicher Mengen von Stein Schlag verbesserte und die Zahl der Schwellen vermehrte. Alle diese Arbeiten sind auf Kosten der Studiengesellschaft unter Leitung von Offizieren der Militär-Eisenbahn ausgeführt worden. So ist es denn gelungen, dies Geleise in einen solchen Stand zu setzen, daß man unbedingt eine bedeutende Steigerung der Fahrgeschwindigkeit in Aussicht nehmen durfte. Immerhin hatte man, um sich nicht in unerwünschten Kosten zu stürzen, notgedrungen den größten Teil der minderwertigen (Sand-) Bettung und auch die meisten eisernen Schwellen (von teilweise sehr knapper Länge und veralteter Bauart) im Geleise belassen müssen. Dabei war man sich vollkommen darüber klar, daß dies eine um so schärfere Beobachtung und sorgfältigere Unterhaltung der Strecke bedingen und daß trotzdem vermutlich die Beschaffenheit des Oberbaues der Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit schließlich eine Grenze setzen würde.

Die beiden Versuchsfahrzeuge sind von van der Zypen und Charlier in Köln-Deutz in etwas verschiedenen Formen erbaut. Der eine Wagen ist von Siemens u. Halske, der andre von der Allgemeinen Electricitäts-Gesellschaft in Berlin mit der elektrischen Ausrüstung versehen worden. Die beiden Firmen haben ganz unabhängig von einander nach wesentlich verschiedenen Plänen gearbeitet. Das Laufwerk der Wagen bilden je zwei dreiaxlige Drehgestelle, auf deren erste und letzte Achse die Motoren wirken. Der Abstand der Drehgestelle von Mitte zu Mitte beträgt rund 14 Meter, die Länge des Wagenkastens ungefähr 23 Meter. Als Antriebskraft dient Drehstrom mit einer Spannung bis zu 12000 Volt, der von dem Werke Ober-Schöneweide der Berliner Electricitätswerke mittels einer 15 Kilometer langen Speiseleitung der Versuchsstrecke zugeführt wird. Die in den Wagen angebrachten großen Umformer setzen die Spannung auf 500 bezw. 650 Volt herab, für die die Antriebsmotore berechnet sind. Die Arbeitsleistung der letzteren kann für jeden Wagen von 1000 auf 3000 Pferdekkräfte gesteigert werden. Die Fahrleitung zeigt drei senkrecht über einander liegende Drähte von je 100 Quadratmillimeter Kupferquerschnitt, von denen der Strom mittels dreier die Fahrdrähte seitlich berührender Bügel abgenommen wird. Diese ganz neue und sehr sinnreiche Anordnung ist von Siemens u. Halske entworfen, durch eine Reihe von Vorversuchen erprobt und dann auf der Versuchsstrecke ausgeführt worden. Die Wagen sind mit Westinghouse-Luftbremse und mit Handbremse versehen; der eine von ihnen kann auch elektrisch durch Gegenstrom gebremst werden. Eine große Zahl der verschiedensten Meßvorrichtungen ist in den Wagen und auf der Strecke angebracht.

Mit diesen Mitteln sind nun die Versuchsfahrten im September dieses Jahres begonnen worden. Sie fanden zunächst unter Vorspannung einer Lokomotive statt, um die Wagen einzufahren und in ihren einzelnen Teilen prüfen und nötigenfalls nachbessern zu können. Darauf wurde zum Fahren mit elektrischem Antrieb geschritten und die Geschwindigkeit schrittweise von

60 Kilometer an- und nach auf 100, 120, 130, 140 Kilometer in der Stunde gesteigert. Adams fanden einige Fahrten statt, bei denen für kurze Zeit die Höchstgeschwindigkeit von 150 Kilometer, in einem Fall sogar von 160,2 Kilometer erreicht wurde — das sind Geschwindigkeiten, mit denen bisher noch niemals ein Mensch gefahren ist. Dabei stieg die Spannung des elektrischen Stromes in der Speiseleitung über 10 000 Volt und wurden die bis dahin sehr mäßigen Bewegungen des Fahrzeuges schon etwas unruhig. Dies gab den Anlaß, eine Pause in der weiteren Steigerung der Geschwindigkeit zu machen. Das Geleis war selbstverständlich während der Versuche genau beobachtet und stets sofort sorgfältig wieder in Stand gesetzt worden, wo sich ein Mangel zeigte; hierbei hat sich die scharfe, sachkundige Beaufsichtigung der Streckenarbeiten durch die Offiziere der Militäreisenbahn vortrefflich bewährt. So wurden denn nach dem Erreichen der vorerwähnten hohen Fahrgeschwindigkeiten auch alsbald ihre Einwirkungen auf das Gefüge sehr genau festgestellt. Eine Anzahl verbogener Schienen ließen insbesondere den ungünstigen Einfluß des Wechsels von Schotter- und Sandbettung deutlich erkennen. Wenn nun auch eine noch etwas weiter — vielleicht bis auf 170 Kilometer — gehende Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit nach dem Urtheile einiger der die Versuchsfahrten ausführenden Sachleute zulässig gewesen wäre, so beschloß man doch, hiervon zunächst Abstand zu nehmen, die Versuche vorläufig mit den als unbedenklich erkannten Geschwindigkeiten bis zu 140 Kilometer zu wiederholen und dabei die Untersuchungen über das Verhalten der Leitungen und Motoren, über den Stromverbrauch, die Anfahr- und Bremswege, den Luftwiderstand usw. fortzusetzen. Es sind zwar schon eine Menge wertvoller Wahrnehmungen über alle diese Punkte gesammelt worden; zu einem entscheidenden Urtheile reichen sie aber doch bei weitem noch nicht aus.

Dies ist der augenblickliche Stand des einzig in seiner Art bestehenden Unternehmens. Noch nie ist wohl ein so großartiger Versuch mit solcher Opferwilligkeit und Thatkraft in Angriff genommen worden. Schon jetzt trägt dieses Vorgehen reiche Früchte, lange bevor die Versuche zu ihrem Ziele geführt sind. So ist z. B. die Anschauung über die Grenze der zulässigen Fahrgeschwindigkeit wie mit einem Schläge gänzlich verschoben worden; glaubte doch schließlich der bedächtige Leiter der Versuche besonders vorsichtig zu sein, wenn er die Weichen der Zwischenstationen „recht langsam“ mit „nur“ 130 Kilometer durchfahren ließ! Und die Fahrgeschwindigkeit von 160 Kilometer ist auf einer Strecke mit altem Oberbau aus leichten Schienen (33,4 Kilogramm-Meter) und zum Teil eisernen Schwellen und in einer mehr Sand als Kies enthaltenden Bettung erreicht worden — allerdings bei außergewöhnlich sorgfamer Ueberwachung. Keiner der an den Versuchen beteiligten Sachleute hat Bedenken gegen die Fortsetzung der Fahrten mit Geschwindigkeiten bis zu 140 Kilometer. An der elektrischen Einrichtung der Wagen haben sich natürlich hier und da die unvermeidlichen Kinderkrankheiten eingestellt: es brannte mitunter eine Kleinigkeit durch u. dgl. mehr. Im ganzen haben sich aber diese Einrichtungen größtentheils bewährt. Ein fast unerwarteter Erfolg ist insbesondere mit der Stromzuführung durch die Seitenabnehmer erreicht worden. Diese hat sich bis zu den riesigen Geschwindigkeiten von 160 Kilometer in der Stunde = 44,4 Meter in der Sekunde so ruhig und glatt abgespielt, wie man es kaum erwarten durfte. Auch daß trotz der in einigen Fällen erreichten gewaltigen Spannung von mehr als 12 000 Volt bisher kein Mensch zu Schaden gekommen, ist ein bemerkenswerter Erfolg. Schließlich versprechen die Luftdruckmessungen Ergebnisse von großer allgemeiner Bedeutung; denn die Schnellfahrten bieten zum erstenmale Gelegenheit, die Beziehungen zwischen der Geschwindigkeit und dem Druck der Luft bei geradliniger Bewegung für höhere Geschwindigkeitswerte durch unmittelbare Messungen festzustellen. —

## Kleines Feuilleton.

cy. Aus den Memoiren des Spielteufels. Ein spanischer Schriftsteller der Zeit Karls V., Lucio Marineo, war über die Verhörungen, die er die Spielwut unter den Aristokraten des kastilianischen Hofes anrücken sah, vermaßen entsetzt, daß er sein Lamento über das im damaligen Spanien ungemein verbreitete Laster mit dem Ausruf schloß, die Hölle sei mit Spielern gefüllt. So schrieb auch im folgenden Jahrhundert, als besonders unter der Soldateska des dreißigjährigen Krieges das Würfelspiel allgemein im Schwang war, der große Romanschriftsteller Grimmselshausen: „Weil das Spielen des leidigen Teufels eigne Erfindung ist und ihm nicht wenig einträgt, so hat er auch absonderliche Spielteufel geordnet, um in der Welt herumzuschwärmen, die sonst nichts zu thun haben, als die Menschen zum Spielen anzureizen.“ Wenn einer den obersten der hier angenommenen Spielteufel seine Memoiren schreiben ließe, die Grundidee von weiland Wilhelm Hauffs unvollendeten „Memoiren des Satans“ in beschränktem Umfange wieder aufnehmend, so müßte das ein artiges Sündenregister werden, das hochnoble Namen die Hölle und Hölle und von Urbäter Zeiten her enthielte. Trieb doch schon in der Jugend des Hellenenvolkes, als die homerischen Gedichte entstanden, der Spielteufel sein tödtliches Wesen, wie wir aus einer Stelle der „Ilias“ ersehen. Da heißt es, daß Achilles' Busenfreund Patroclus als Knabe das väterliche Haus und die Heimat verlassen mußte, weil er dort in der Leidenschaft des Würfelspiels einen Freund ge-

tötet hatte. Auch in Rom war das Würfelspiel von jeher äußerst beliebt: vor allem natürlich in den vornehmeren Kreisen als Mittel gegen den Spleen. Wiederholt wurde die noble Passion freilich gesetzlich verboten, wobei nur für den altrömischen Karneval, die Saturnalien, eine Ausnahme gemacht wurde. Diese Ausnahme vermochte aber nicht entfernt für die Entfugung der übrigen Zeit schadloß zu halten, fündete auch da bloß im Risse gewürfelt werden durfte, was denn freilich kein Mittel gegen vornehme Langeweile war. Aber die bezüglichen Gesetze standen in großen und ganzen nur auf dem Papier; denn nicht nur wurde an den Saturnalien wacker um Geld geknobelt, wobei manchmal große Vermögen zum Teufel gingen, sondern auch zu allen übrigen Zeiten fanden sich Orte und Gelegenheiten in Menge, um in Ruhe ein Spielchen zu machen. Es gab sogar veritable Spielhöllen, berufsmäßige Spieler und natürlich auch Taschenspieler, wie zum Ueberflusse die bei den pompejanischen Ausgrabungen gefundenen Würfel beweisen. Daß man sich also leichten Muts über die Gesetze gegen das Hazard hinwegsetzte, kann wenigstens für die Kaiserzeit weiter nicht wunder nehmen, da mitunter das Staatsoberhaupt selbst durch eifrige Pflege des vornehmen Zeitvertreibs mit gutem Beispiel voranging. Aus dem Briefwechsel des Kaisers Augustus hat uns Sueton ein paar Stellen aufbewahrt, die dafür in interessanter Weise Zeugnis ablegen. In einem Brief an seine Tochter Julia schreibt Augustus: „Ich habe Dir 250 Denare gesandt, soviel als ich jedem meiner Gäste gegeben hatte für den Fall, daß sie bei Tisch, sei es mit Würfeln, sei es Gleich—Ungleich spielen wollten.“ 250 Denare sind 175 M. In seinen Sohn Tiberius schreibt er: „Wir haben, lieber Tiberius, die Quinquagenas (das Fest der Göttin Minerva) ziemlich angenehm verbracht. Wir haben nämlich an sämtlichen Tagen gespielt und das Würfelspiel ordentlich warm gehalten. Dein Bruder hat bei der Sache ein lautes Geschrei erhoben. Im ganzen hat er nicht viel verloren; sondern nach großen Verlusten hat er sich allmählich wider Erwarten wieder herausgezogen. Ich habe für meine Person 20 000 Sesterzien (= 3500 M.) verloren, aber bloß, weil ich beim Spiel äußerst freigebig war, wie ich meistens zu sein pflege. Denn, wenn ich auf den Würfeln, die ich jedem erlassen habe, bestanden hätte oder behalten, was ich jedem geschenkt habe, so hätte ich sogar 50 000 (= 8750 Mark) gewonnen. Aber ich mach's lieber so. Denn meine Güte wird mich zu himmlischem Ruhme erheben.“ Aus dem letzten Satze spricht der ganze, geriebene Egoismus des Augustus. Die Spielwut gehörte also auch zu den Verfallsymptomen der römischen Aristokratie. Wenn aber sonst der große Geschichtsschreiber Tacitus seinen entarteten Standesgenossen in der „Germania“ das unverdorbene Barbarentum der alten Deutschen als Sittenpiegel vorhält, in Bezug auf die Leidenschaft des Würfels kann er das nicht, sondern er muß zugestehen: „Das Würfeln, worüber man sich wundern muß, betreiben sie nicht unter den ersithastesten Dingen, mit solchem Mangel an Ueberlegung in Bezug auf Gewinn und Verlust, daß sie, wenn alles andre verspielt ist, beim letzten und weitgehendsten Wurf ihre persönliche Freiheit einlegen: der Verlierer geht freiwillig in die Sklaverei: Mag er auch jünger und kräftiger sein, er läßt sich geduldig binden und verkaufen. So groß ist ihre Hartnäckigkeit auch in einer schlechten Sache: sie selbst nennen es Treue.“ Deutschland blieb auch später ein geeignetes Erntefeld für den Spielteufel, trotz aller weltlichen und kirchlichen Verbote. Jenes „tunne Brüderlein“ im Volkslied des 15. Jahrhunderts, dessen Wappen neben „sechs hübscher Freulein zarte“, drei Würfel und ein Kart“ waren, fand würdige Nachfahren in den Landsknechten des 16. Jahrhunderts und in den Soldaten des dreißigjährigen Krieges, deren wüthendes Treiben beim Spiel Grimmselshausen im „Simplicissimus“ ausführlich schildert. Besonders interessant ist die eingehende Schilderung des förmlich in System gebrachten Schwindels mit den falschen Würfeln. Da gab es „Niederländer“, die man schleifend hinrollen mußte: „diese hatten so spitze Rücken, darauf sie die Fünfer und Sechser trugen, als wie die mageren Esel, darauf man die Soldaten setzt.“ Gilliche waren von Hirschhorn, leicht oben und schwer unten gemacht. Andre waren mit Quecksilber oder Blei, wieder andre mit geräucherten Haaren, Schwämmen, Spreu und Kohlen gefüllt usw. „Und alle diese Gattungen waren auf nichts andres als auf Betrug verfertigt, sie thaten dasjenige, wozu sie gemacht waren, man mochte sie gleich wippen oder sanft schleichen lassen; da half kein Knüpfens, ganz von denen zu schweigen, die entweder zweien Fünfer oder zweien Sechser und im Gegentheil entweder zwei Aste oder zwei Daufe hatten. Mit diesen Schelmenbeinern zwachten, lauerten oder stahlen sie einander ihr Geld ab, welches sie vielleicht ebenfalls geraubt oder wenigstens mit Leib- und Lebensgefahr oder sonst saurer Mühe und Arbeit erobert hatten.“ So mächtig war der Spielteufel über die Seelen der Soldaten, daß alle militärischen Verbote nichts nuzten: „Die Spieler kamen anderwärts in heimlichen Winkel und hinter den Hecken zusammen, gewannen einander das Geld ab, entzweiten sich und brachen einander die Hälse darüber, also daß man solcher Morde und Totschläge halber, und vornehmlich auch, weil mancher sein Gewehr und Pferd, ja, sogar sein weniges Kommissbrot verspielte, das Spielen nicht allein wieder öffentlich erlauben, sondern sogar diesen eigenen Platz dazu widmen mußte, damit die Hauptwacht bei der Hand wäre, die allem Unheil, so sich etwas ereignen möchte, zuvorkäme, welche doch nicht allezeit verhüten kann, daß nicht einer oder ander auf dem Platz bleibt.“ Man sieht, jene feinen Herren, die heutzutage dem Hazard mit soviel Eifer und Erfolg obliegen, daß hin und wieder etliche unter ihnen vor dem

Sträflinger erscheinen, würden sich zwar nicht immer in standesgemäßer Gesellschaft befinden, mitunter aber sogar in solcher von allerhöchsten Herrschaften — wenn der Spielteufel seine Memoiren schreibe. —

### Theater.

oe. Thalia-Theater. Das „tolle Geschäft“ hat sich trotz äußeren Aufwandes nach knapp einem Vierteljahr abgewirkt, und so kam dem vorgestern eine neue Firma heran. „Neue Wirtin“ heißt es häufig an den Ladenfenstern solcher Erquickungsinstitute, die mit polizeilicher Konzession eigens für die große Schar derer eingerichtet sind, die nicht alle werden. Ins Thalia-Theater geht nun durchweg ein Publikum, das sich grundgescheit dünkt; aber gewißigt vielleicht durch die Erfahrung, daß Neuheit und Güte sich selten vereint finden, ließ es sich gern die Ueberzeugung gefallen, daß ihm in der „Badebuppe“ ein aus halber Jugendzeit bekanntes Wesen präsentiert wurde. Als „Niniche“ erblickte das liebe Kind von vorgestern schon vor langen Zeiten das Licht der Welt. Das Unglück dieser Theaterprinzessin war ihre Vergangenheit; und um die vielen kleinen Sünden vor ihrem alten Gel von Gemahl zu verbergen, brachte sie drei Akte hindurch recht tolle und unterhaltende Capriolen zu wege. Diese drohigen Dinge wirkten auch in der neuen Auflickerung, aber da sie nur Weigabe waren und keineswegs für den Abend ausreichten, so wurden unbarmherzig alle Requisiten der Ausstattungsbühne und noch einiges mehr herangekehrt. Ja, die Verlegenheit um Stoff war im ersten Akt so stark, daß Paula Worm nach dem Vortrag einiger anderer Coupletterve sogar den lieben Herrgott um Beistand für die Voeren anflehen mußte. Unterhaltender war der zweite Akt durch eine wohlgeleitete Parodie auf die „Rote Robe“ gemacht worden, und da der dritte Akt so ziemlich ausreichte, um den üblichen Verwechslungs-Kuddelmuddel zu entwirren, so kam im ganzen ein Stück zu stande, das dem Publikum, ein bißchen Toleranz vorausgesetzt, für die Dauer der Saison genügen kann.

Bei einem so eingeführten Personal wie das des Thalia-Theaters ist das Spiel natürlich allemal über jedes Lob erhaben. Guido Tielshers Hauptaufgabe war, als Bademeister von Blankenberghe im Tricot zu strahlen und Paula Worm als Dame mit der Vergangenheit zeichnete sich mehr noch durch Spiel und Vortrag als durch den Effekt ihrer Kostüme aus. Und das will an dieser Kunststätte schon was bedeuten. Ein famoser Kerl war auch Herr Helmerding in der Rolle eines zum Theaterdiener ausgewachsenen Schuierenkünstlers. —

### Meteorologisches.

b. Erlebnisse und Ergebnisse der höchsten Ballonfahrt teilte Dr. Säring am Mittwoch in der Urania mit. Diese Fahrt hat er am 31. Juli dieses Jahres zusammen mit Dr. Verjon unternommen und dabei die Höhe von 10 500 Meter erreicht; damit wurde der Höhenrekord des Herrn Verjon vom Jahre 1894 — derselbe stieg bis zu 9150 Meter Höhe empor — noch beträchtlich geschlagen; vermutlich ist man hiermit an der äußersten Grenze der menschlichen Leistungsfähigkeit angelangt.

Ueber die Gefahren und Abenteuer von Hochfahrten sind ziemlich unklare Vorstellungen und Märchen verbreitet, zum Beispiel wird vielfach geglaubt, bei der dünnen Luft der oberen Schichten und dem schwachen Druck, den die Luft dort ausübe, bringe das Blut aus den Poren des Körpers, sowie aus Nase und Mund. Es beruht das auf Erzählungen von Luftschiffern, die dem Sensationsbedürfnis ihres Publikums Rechnung tragen wollten. In Wirklichkeit ist nichts davon der Fall, vielmehr wird die Gesichtsfarbe eine außerordentlich bleiche. Ueberhaupt handelt es sich in den oberen Luftregionen nicht um irgend welche Abenteuer und merkwürdigen Erlebnisse, sondern um sehr nüchterne Beobachtungen, Ableisungen von Instrumenten, um den Druck, die Temperatur, den Feuchtigkeitsgehalt, die Windstärke festzustellen. Der Saie wird also durch die nüchternen Berichte von wissenschaftlichen Hochfahrten etwas enttäuscht sein; für den Meteorologen aber ist es sehr wichtig, die physikalischen Verhältnisse in den oberen Schichten unserer Atmosphäre zu erforschen. Ganz ungefährlich sind solche Hochfahrten übrigens nicht; 1877 stiegen Sivel, Corsi-Spinelli und Tissandier bis zu einer Höhe von 8600 Meter empor, die Luftfahrer wurden trotz der Atmung aus mitgeführten Sauerstoffapparaten sämtlich ohnmächtig, und als der Ballon wieder fiel, erwachte nur Tissandier, die beiden andern hatten den Erstickungstod gefunden. In jener Höhe hat die Luft nur etwa den vierten Teil der Dichte, wie am Erdboden, bei jedem Atemzuge erhält man also nur den vierten Teil des Sauerstoffs, den man am Erdboden einatmet, wodurch der Luftmangel und das Erstickend erklärlich wird.

Durch die wissenschaftlichen Hochfahrten des letzten Jahrzehnts sind unsre Anschauungen über den Zustand der Atmosphäre in den höheren Schichten sehr wesentlich umgestaltet worden. Die berühmte Hochfahrt von Glaisher aus dem Jahre 1862 hatte diesem Forscher eine Höhe von etwas über 11 000 Meter ergeben; aus seinen und den Beobachtungen anderer Luftschiffer glaubte man schließen zu müssen, daß die Abnahme der Temperatur mit zunehmender Höhe, welche bei dem ersten Aufstieg von der Erde eine sehr schnelle ist, später viel langsamer wird, und man berechnete sogar für die Grenze der Atmosphäre eine Temperatur von nur 45 Grad Kälte. Die Hochfahrten aus dem Anfang der

neunziger Jahre erweckten starke Zweifel an der Richtigkeit der Glaisher'schen Resultate, er ist sicher nicht über 9000 Meter emporgekommen; auch wird die Temperatur andauernd geringer, und ist bei 10 000 Meter Höhe schon auf 53 Grad Kälte gesunken.

Der Grund der Irrtümer Glaishers und der andern früheren Forscher liegt in der Art der Ableisung der Instrumente; dieselben befanden sich in dem Störbe unterhalb des Ballons, der auch die Luftfahrer trug; da der Ballon gleichmäßig mit der Luft sich bewegt, herrscht in ihm durchaus keine Luftcirculation; deshalb macht sich die Ausstrahlung, die von dem menschlichen Körper in der Gondel ausgeht, in starkem Maße geltend und fälscht alle Beobachtungen, indem die Ableisungen der Temperaturen stets erheblich zu hoch ausfallen. Jetzt benimmt man besonders konstruierte Aspirations-Thermometer, die durch besondere Vorrichtung einen ständigen Luftstrom am Quecksilber des Thermometers vorbeiführen. Auch befindet sich das Thermometer nicht in der Gondel, sondern ist in einer Entfernung von etwa zwei Metern an einem Galgen frei in der Luft aufgehängt und wird von der Gondel aus mittels eines Fernrohrs beobachtet.

Der Ballon, den Dr. Säring und Verjon am 31. Juli benutzten, faßte 8400 Kubikmeter Gas; er hatte einen Durchmesser von 25 Meter und eine Höhe von 40 Meter, überragte also das höchste Haus Berlins noch beträchtlich. Sein Gewicht betrug 3000 Kilogramm und 7000 Kilogramm vermochte er in die Höhe zu nehmen. An der Erde herrschte damals eine Temperatur von 25 Grad und ein Luftdruck von 762 Millimeter. Der Ballon stieg mit rasender Geschwindigkeit empor und hatte bereits nach 40 Minuten eine Höhe von etwa 5000 Meter erreicht, also eine größere Höhe, als die Spitze des Mont-Blanc in den Alpen, der höchsten Bergspitze in Europa. Das Befinden der Luftfahrer blieb ein gutes, und auch bei weiterem Aufstieg bis zu 9000 Meter Höhe zeigte sich nichts andres als eine große Müdigkeit und Erschlaffung, doch wurde in 10 225 Meter Höhe noch mühelos eine Ableisung gemacht. Die Kälte betrug bereits 40 Grad, das Barometer zeigte einen Druck von 202 Millimeter, woraus sich die Höhe zu 10 500 Meter berechnete. Da Säring in Ohnmacht fiel, zog Verjon das Ventil, um den Ballon zum Abstieg zu bringen; dann sank auch er in Ohnmacht. Die Luftfahrer erwachten wieder in einer Höhe von 6000 Metern. Nach achttündiger Fahrt landeten sie in der Nähe von Kottbus.

Ballons ohne Mannschaften, die lediglich mit selbstregistrierenden Apparaten versehen sind, haben Höhen bis zu 18 000 Metern erreicht. Die geschilderte Hochfahrt kann zur Kontrolle der mit unbemannten Ballons erhaltenen Resultate dienen; sie zeigen, daß die Witterungsverhältnisse, die an der Erdoberfläche herrschen, bis in sehr hohe Regionen der Atmosphäre zu verfolgen sind und daß die Erforschung der Zustände in den oberen Schichten auch manch helles Licht auf die Vorgänge in den der Erde benachbarten Schichten zu werfen geeignet ist. —

### Humoristisches.

— Höhere Tüchtereisheit. Erna (im Aquarium beim Anblick eines Tintenfisches): „Ach, sieh mal, Paula, dieses entzückende Seccionsstierchen!“

— Der langersehnte Moment. Verehrer (ber die ältere Schwester in Gegenwart der jüngeren gelüßt hat): „Nicht wahr, Erchen, Du wirst doch Mama nichts davon sagen?“

„Ach wo, das sagt ihr Trubi schon selber“ —

— Der Hofmusikus. Leierkastenmann: „Also Sie sind der Architekt dieses Hauses. Dann gestatten Sie mir wohl die Bemerkung, daß die Akustik Ihrer Bauhauigkeit eine äußerst mangelhafte ist!“ — („Luft. Bl.“)

### Notizen.

e. Henryk Sienkiewicz hat einen neuen Roman „Auf dem Gipfel des Ruhmes“ vollendet, der im Orgelbrand'schen Verlag in Warschau erscheinen wird. Der Verlag hat dem Dichter 20 000 Rubel für sein Werk gezahlt. —

— „Die größte Sünde“ von Otto Ernst gelangt Sonntag im Lessing-Theater zur Erstaufführung. —

— Wolzogens „Leberbrett“ bringt in seiner heutigen Eröffnungsvorstellung: „Die Medaille“ von Ludwig Thoma, „Die Protestversammlung“ von demselben Verfasser, „Der Nachbar“ von Hanns v. Gumppenberg u. a. —

— Das Weihnachtsmärchen „Frau Holle“ wird im Dezember als Mittwoch- und Sonnabends-Nachmittagsvorstellung im Berliner Theater gegeben werden. Auf jedem Platz darf ein Kind mitgebracht werden. —

— Alfred Sormanns Oper „Sibylla“ wird noch in diesem Winter im Opernhaus in Scene gehen. —

— „Das süße Mädel“, eine Operette von A. Reinhardt, Text von Leo Stein und A. Landsberg, geht am 21. Dezember im Central-Theater in Scene. —

— Die Premiere von Weingartner's Oper „Dresd“ im Leipziger Stadt-Theater ist Mitte Februar in Aussicht genommen. —